

## „Wenn mir beim Schreiben die Luft wegbleibt...“

– Zum 80. Geburtstag von Christa Reinig. –

### *DIE PRÜFUNG DES LÄCHLERS*

(für meine Mutter; die dem Lächler das Haupt gehalten hat)

*als ihm die Luft wegblieb hat er gelächelt  
da hat sein Feind ihm Kühlung zugefächelt  
er lächelte, als er zu Eis gefror  
der Feind rückt ihm die Bank ans Ofenrohr*

*er lächelte auch, als man ihn bespuckte  
und als er Brei aus Kuhmist schluckte  
er lächelte, als man ihn fester schnürte  
und er am Hals die Klinge spürte*

*doch als man ihm nach einem wuchtigen Tritt  
die Lippen rundum von den Zähnen schnitt  
sah man ihn an, erst ratlos, dann erstarrt  
wie er im Lächeln unentwegt verharrt*

Als ich dieses Gedicht vor etwa 30 Jahren zum ersten Mal las, jagte es mir einen Schrecken ein, wie ich ihn als Kind aus den Märchen der Brüder Grimm geholt habe, wo der Vater mit Behagen seinen Sohn als Delikatesse verspeist, Bösewichter in Öl gesotten, zerhackt und zermahlen werden. Später spürte ich dieses Grauen, diese Kälte im Rücken auch bei Edgar Allan Poe, übrigens einem Vorbild Christa Reinigs, wenn das verräterische Herz unter den Dielen klopft oder das Pendel die Haut über dem Herzen ritzt.

Christa Reinig hat vieles geschrieben, was uns den Atem stocken läßt, aber kein Gedicht, das uns den Atem verschlägt wie „Die Prüfung des Lächlers“. Auch nicht „Die Ballade vom blutigen Bomme“, mit der sie seinerzeit in Ost und West berühmt wurde.

Warum? Das Gedicht geht uns an. Nicht mit dieser behaglichen Betroffenheitsgeste, nein, es geht uns an, wie eine von der Straße ihren Freier angeht, aggressiv, fast gewaltsam, vergewaltigend. Der Leser selbst wird zum Gefolterten. Wir können uns, anders als in jener Ballade, ihm nicht entziehen, obwohl oder gerade weil es ein offenes Gedicht ist; sein philosophischer Gedanke, die theosophische Idee, sind auf vielerlei Weise interpretierbar. Und doch bliebe alles nur tönernes Erz und eiserne Schelle, gelänge diesem Gedicht nicht, was ein Merkmal fast aller Gedichte und Prosa Christa Reinigs ist: über das Literarische hinauszugehen und den Leser zu berühren, wo es wehtut, ihm etwas von sich selbst erfahrbar zu machen, was er längst abgestorben und von sich getan glaubte.

„Das Schlimmste und das Schrecklichste sagen zu können und trotzdem trefflich zu bleiben, das ist für mich ein Vorbild geblieben“ sagt Christa Reinig und „Wenn mir beim Schreiben die Luft wegbleibt, wenn ich denke, ich kann nicht mehr weiter, dann weiß ich auch: das ist der Weg, den muß ich gehn.“ Und genau dieses Gefühl spürt auch der Leser. Auch Befreiung kann schmerzhaft sein, wenn abgeschnürte Gefühlsbereiche sich wieder zu regen beginnen;

wie die verkrüppelten Füße der Chinesin, wenn sie aufgebunden werden, große Schmerzen bereiten.

„Ich unterscheide“, so Christa Reinig, „zwischen Dingen, die in der Welt nicht stimmen und die man ändern kann, und Dingen die man nicht ändern kann, obwohl sie nicht stimmen. Angenommen, ich würde auf irgend etwas stoßen, was ich ändern kann, dann würde ich nicht literarisch herangehen, dann schreibe ich einen Brief an den Verantwortlichen und versuchte, mich mit ihm auseinanderzusetzen; das hat mit Literatur, wie ich sie verstehe, nichts zu tun. Wenn ich literarisch arbeite, dann arbeite ich meistens über die Dinge, die in der Welt nicht stimmen, die ich aber auch nicht ändern will, weil ich sie nicht ändern kann. Das ist vielleicht mein literarisches Engagement.“

Aus dieser Haltung erwächst manches Ungemach. Wir, die Dichter, die Gewissensforscher vom Dienst, neigen dazu, unseren Schreibtischrigorismus auf alle Bereiche des Lebens zu übertragen. Und nicht selten verlangen unsere Leser eben dies. Aber das muß zu Anmaßungen und Enttäuschungen führen, wenn der Autor, der ja auf dem Papier allmächtig ist, den dort nur sein Talent in die Schranken weist, auch im bürgerlichen Alltag alles besser zu wissen glaubt; und wenn der Leser begreifen muß, daß hinter der schönsten Moralepistel nicht unbedingt ein Moralapostel steckt, ohne daß die Epistel dadurch schlechter würde. Oder, daß ein zutiefst verzweifelt Gedicht von einem Menschen geschrieben wird, der dennoch – oder gerade deswegen? – ganz gut mit dem Leben zurechtkommt. Dies führt übrigens nicht selten zu Unmut. Dem Deutschen ist nun mal lieb, wenn alles seine Ordnung hat: zum traurigen Gedicht gehört der traurige Verfasser. Wer aggressiv schreibt, der ist auch so. „Literatur“, so Christa Reinig, „ist aber etwas anderes als Wirklichkeit. Wer Phantasie nicht von Menschenmöglichkeiten unterscheiden kann, gehört sowieso in Therapie. Ich bin intellektuell ein böser Mensch und mache schwarze Literatur. Aber ich bin auch Frau Nachbarin und Freundin und Helferin...“ Und, an anderer Stelle, klipp und klar:

*Als Bürgerin bin ich für Ruhe und Ordnung.*

Der Zwang, die Besessenheit, nur das schreiben zu können, was man schreiben muß, Schreiben ohne Rücksicht auf bürgerliche Empfindlichkeiten, ist gefährlich. Wem sollte das besser bekannt sein, als Christa Reinig. In ihrer Kindheit, als die Mutter mit Putzen das Geld für sie beide verdiente, oder in ihrer Blumenbinder- und Bürolehre hat sie es sich gewiß nicht träumen lassen, einmal Gedichte zu schreiben.

Das heißt, geschrieben hatte sie ja schon, zu Betriebsfesten etwa oder Scherzgedichte auf die Kollegen, was ihr so „gut gelang, daß ich buchstäblich angestellt wurde, zu irgendwelchen Festivitäten Reimereien zu machen. Doch bald kam ich dahinter, daß es eigentlich Stümperei, daß es Kinderei ist, und daß ich etwas erarbeiten muß.“

Da hatte Christa Reinig bereits an der Arbeiter- und Bauernfakultät ihr Abitur nachgemacht, Kunstgeschichte studiert und arbeitete im Märkischen Museum. Ihre erste Erzählung konnte zunächst auch im Osten veröffentlicht werden. Doch da sich Christa Reinig weigerte, für eine zweite Auflage etwas zu ändern, fiel sie, schon 1947, in Ungnade. „Von da an“, so Christa Reinig, „habe ich mich verstellt, als hätte ich mit Literatur nichts mehr zu tun. Ich wußte: Geh in Deckung, bleib in deinem Schützengraben, und was du dann veröffentlichen kannst, das kannst du im Westen veröffentlichen; hier nicht mehr.“

Als Christa Reinig dann 1964 den *Bremer Literaturpreis* erhielt, war sie in Ost- und

Westdeutschland gleichermaßen bekannt und anerkannt. Wir wissen, daß sie diese Gelegenheit nutzte, um in der Bundesrepublik zu bleiben. Daß sie diese Freiheit hätte einfacher und früher haben können, darauf bin ich neulich bei erneuter Lektüre des autobiografischen Romans: *Die himmlische und die irdische Geometrie* gestoßen und mir stockte wieder der Atem:

*Meine Mutter hatte mir, bevor sie starb, ihre Katze vermacht. An einem schönen Sonnabend war ich zu Freunden nach Westberlin gefahren und hatte bei ihnen übernachtet. Am anderen Morgen erfuhren wir, daß Ostberlin von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen war. Niemand durfte mehr heraus. Ich schlug alle Bitten, Mahnungen, Warnungen, alle Einladungen und Hilfeangebote in den Wind und sagte: Ich muß Kolumbus füttern. Ging in den Osten zurück und ließ mich einmauern... Ich ging das letzte Stück zu Fuß. Ich ging die Brunnenstraße entlang und kam an die Bernauer Straße. Dort hatten sich viele Leute versammelt und standen starr und schweigend. Ihnen gegenüber eine uniformierte Postenkette. Ich ging durch die Menschenmenge hindurch und näherte mich der Kette. Die Uniformierten riefen mir entgegen: Zurück! Kehren sie um! Wenn Sie hier durch sind, können Sie nicht mehr raus! Ich zog meinen Ostberliner Personalausweis. Die Kette öffnete sich. Nach zwanzig Schritt stieß ich auf eine zweite Postenkette, ebenso grimmig und bewaffnet. Einer sprang aus dem Glied und baute sich vor mir auf. Er streckte beide Hände gegen mich aus: Kehren sie um, sagte er, noch können Sie umkehren! Ich zeigte ihm meinen Ausweis. Sprachlos trat er beiseite und ließ mich durch.*

Ein halbes Jahr später war die Katze tot.

Christa Reinig mußte wohl noch einmal „ganz tief drin sein“, um „das haus“ verlassen zu können. Sie schrieb hervorragende Gedichte in dieser Zeit, Gedichte, waren ihr Werkzeug, um ein Loch in die Mauer zu polken, wie sie in der Dankrede zum Bremer Literaturpreis sagte. Eines der beeindruckendsten ist „Ausweg“:

#### AUSWEG

*Das was zu schreiben ist  
mit klarer schrift zu schreiben  
dann löcher hauchen  
in gefrorne fensterscheiben*

*dann bücher und papiere  
in ein schubfach schließen  
dann eine Katze füttern  
eine Blume gießen*

*und ganz tief drin sein  
– und zum türgriff fassen  
zieh deinen Mantel an  
du sollst das haus verlassen*

Leichtgefallen ist Christa Reinig, die als erste Autorin die DDR verließ, das Weggehen trotz allem nicht. Es bedurfte eines Befehls an sich selbst, um aus dem Gewohnten, dem

Alltäglichen aufzubrechen. Wohin? In die Freiheit ist man versucht, zu sagen. Doch für Christa Reinig hat auch dieses mächtige Abstraktum wieder einen ganz konkreten, praktischen Inhalt:

*Ich dachte nicht: Freiheit. Ich dachte: Badewanne. Ich würde im Westen sein. Dort würde ich in einem Hotel wohnen. In dem Hotel würde eine Badewanne stehen. In dieser Badewanne würde ich von meinem Körper den Dreck von zweieinhalb Jahren abschrubben. So geschahs.*

Im westdeutschen Literaturbetrieb war Christa Reinig bereits anerkannt, sie erhielt zahlreiche Literaturpreise, darunter das *Villa-Massimo-Stipendium*, den *Hörspielpreis der Kriegsblinden*, den *Kritikerpreis für Literatur*, den *Brandenburgischen Literaturpreis*, die *Roswitha von Gandersheim Medaille*. Auch gesellschaftliche Ehrung blieb nicht aus. 1976 wurde Christa Reinig mit dem *Bundesverdienstkreuz* ausgezeichnet.

Da hatte sie den fürchterlichen Unfall schon überstanden. In der Zeit danach schreibt sie den bereits erwähnten autobiografischen Roman; auch den Unfall und die Folgen beschreibt sie dort auf diese beiläufige, scheinbar unbeteiligte Art, als habe sie nun mal zufällig dabeigestanden. „Ich kann meine Geschichten nur erzählen, indem ich sie objektiviere“, sagt sie dazu. Je tiefer die Verletzungen, desto größer die Distanz, die mit Worten geschaffen werden muß, je näher aber rückt damit das Geschehen dem Leser, der hinter der Maske der Schnoddrigkeit immer den Aufschrei hört.

Ein Jahr später erschien dann der Roman *Entmannung*, der der Literaturkritik in die falsche Kehle geriet, weil die Herren wieder mal nicht unterscheiden konnten, zwischen Fiktion und Wirklichkeit und sich von der Axt im Buch nicht nur buchstäblich bedroht fühlten. Für Sie selbst war dieses Buch wohl ein ähnlich wichtiger Einschnitt wie die „Ballade vom blutigen Bomme“, wo „diese plötzliche Parteilichkeit für ‚die andere‘ Seite, die Außenseiter, die Unbürgerlichen, ihr Leben verändert hat“, wie sie schrieb.

Und:

*In meinem Wesen bin ich nicht radikal, sondern versöhnlich. Die Radikalität, die in meiner Literatur zum Ausdruck kommt, muß ich mir Satz für Satz abkämpfen. Vielleicht habe ich mich aus der Literatur herausgekämpft. Dann habe ich eben Pech gehabt.*

Nein, dieses Pech hat sie nicht gehabt. Obwohl eine Äußerung, wie in einem Interview von 1986 nicht ungefährlich ist. „Ich gebe mir Mühe, meine Kunst dem Feminismus unterzuordnen. Denn Feminismus ist mein politisches Selbstverständnis.“ Eine ähnliche, wenn auch noch umgreifendere weltanschauliche Funktion hatte zeitweilig der Buddhismus für die Dichterin. Sie vertiefte sich in seine Lehre bis sie den Satz „Töte den Buddha“ erleben und vollziehen konnte, d.h. sozusagen über Nacht die Beschäftigung mit dem Buddhismus aufgeben konnte.

Im gleichen Interview heißt es:

*Ich glaube, ich kann sehr fanatisch sein, kann mich in etwas hineinsteigern. Mein Leben ist gepflastert mit Ideologien, durch die ich hindurch muß, wie durch Masern.*

Ihre Texte sind der beste Spiegel dieser Kämpfe zwischen der Ideologin und der Literatin und ich bin froh, daß die „Literatur allseits unter diesem Deckel (dem Feminismus), hervorguckt“, wie Christa Reinig es formulierte.

Wichtiger als die Orientierung an der feministischen Ideologie scheint mir sowohl für die literarische wie auch für die persönliche Biographie Christa Reinigs zu sein, was die kurzen, am Haiku orientierten Gedichte in „Müßiggang ist aller Liebe Anfang“ offenbaren: daß die Dichterin den Mut gefunden hat, zu lieben. Wie oft mag eingetreten sein, „weshalb man“, wie sie schreibt, „niemals sein Herz aufreißen soll. Jemand schmiert Senf drauf.“

Diesmal geschah das Gegenteil. Die Gedichte in „Müßiggang ist aller Liebe Anfang“, an der Zahl so viele wie Tage im Jahr, dokumentieren die geglückte Liebesbeziehung zweier Frauen. Für Christa Reinigs Literatur bedeutet dies, daß sie eine wichtige Dimension hinzugewinnt: das unverstellte Sprechen, das auf den satirischen Angriff, auf die groteske Verzerrung, auf alle Sprachformen, die Leid und Schmerz kaschieren sollen, verzichten kann; bedeutet, daß sie dem bösen Blick den liebevollen zugesellt.

Die genaue Beobachtung ist geblieben, die schonungslose Selbstanalyse ist geblieben, der unbestechliche Blick, aber der Focus hat sich weit aufgetan und die Welt ist nicht länger in gut und böse geteilt. Sie ist wie sie ist und manchmal schön oder zum Veralbern lustig. „Ich genieße es, wenn die Denkmaschine Kurzschluß hat und alle Logik in einem Knall auseinanderkracht“, gesteht die Autorin und dabei kommen dann die „Schwabinger Marterln“ oder „Paparantscha Vielerlei“ heraus.

Christa Reinig, die vitale Fatalistin, ist eine Dichterin des Aufbruchs geblieben. Eine Sache zu Ende denken, zu Ende erleben, einen Weg gehen, bis man woanders ist, bis man wer anders ist. „Wenn ich zu Schreiben beginne, kenne ich die Schlußfolgerungen aus meinem Thema nicht... Wohin mein Weg führt, weiß ich nicht“, heißt das bei Christa Reinig. Und: „Ich glaube an den Weg, nicht an das Ende.“

Ich denke, daß es diese Aufbruchstimmung ist, diese Neugier auf sich selbst und auf andere, anderes, die die Neugier auch beim Publikum wachhält: Wie geht denn das nun weiter mit der Reinig? Was hat sie denn nun diesmal ausgeheckt? Mitunter mutet sie sich und dem Leser einiges zu, und diese Zumutung zwingt dazu, nicht nur von der Herausforderung der Literatur zu schwadronieren, sondern sich ihr zu stellen. Doch ist nicht die Zumutung das einzig mögliche Kompliment des Autors an sein Publikum? Sie allein nimmt ihn wirklich ernst und redet ihm nicht nach dem Mund.

Nach dem Mund reden auch die neuen Erzählungen in „Nobody“ und „Glück und Glas“, „Simsalabim“ oder die jüngste Veröffentlichung *Das Gelbe vom Himmel* nicht. Hier wie in den Gedichten kein Wort zu viel, keines das nicht sitzt, aber, anders als das zu Beginn zitierte Gedicht, fallen die Erzählungen nicht über den Leser her, lauern ihm vielmehr auf und treffen ihn mit einem scheinbar harmlosen Nebensatz aus dem Hinterhalt.

Christa Reinigs Blick ist ungetrübt geblieben, scharf, aber die Blicke müssen nicht mehr töten. Nicht in diesen Texten. Und im nächsten? Daß Christa Reinig sich den Mut und die Kraft zu immer neuen Aus-, Ab- und Aufbrüchen bewahrte, dafür haben wir ihr zum 80. Geburtstag zu danken.

Ulla Hahn, die horen, Heft 224, 4. Quartal 2006